



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 12

Mittwoch, 18. März

1931

Auf der Spur neuer Tiere

Von M. A. v. Rütgendorff - München.

Im Laufe dieses Jahres führte der amerikanische Tiefseeforscher William Beebe Reisen aus, die ihn in einen Teil der Erde brachten, den wir ihm kaum je ein Forscher betreten haben dürfte. Er ließ sich in einem Tauchergeschloß, einem doppelwandigen Stahlballon, ins Meer hinunter, gelangte bis in eine Tiefe von mehr als 400 Metern und sah dort Tiere in Gestalten, wie sie sich selbst tolle Phantasie kaum hätte ausmalen können. Da ich vom Nachdruck der Tiefsee ein Bild, von dessen Unterseite ein violettes Licht ausstrahlte, während sein einziges großes Auge nur nach oben blicken konnte, "Sternfresser" nannte der Forscher einen anderen Fisch, der schwarz und fast unsichtbar umher jagte und immer nur solche Fische fing, die selbst leuchteten, weil diese "schwimmenden Laternen" im Dunkeln am leichtesten zu erbeuten waren. Und Vespänge aus der Tiefsee ergaben eine ganze Fülle von Kleinlebewesen, winzigen Krebsen und Fischchen, die einander verfolgten und verschlangen und gleich gelben, roten und weißen Punkten durch das lichtlose Wasser glühten. Unter den Tiefseetieren, die man durch das dick verästelte Ballongesetz des Ballons beobachten und fangen konnte, befanden sich viele, die man bisher noch nicht gekannt hatte, und es ist sicher, daß jede neue Reise in die Tiefe des Ozeans wieder neue, völlig unbekannte Tiere zutage fördern wird. Denn wieviel seltsame Lebewesen mögen die ungeheuren Wassermassen der Weltmeere noch bergen!

Wenige hierfür liegen ja vor. So fand man im November 1921 bei Kap May in der Delaware-Bucht in Nordamerika ein totes Säugetier, das die Flut angepöbelte. Ein Tier, so riesenhaft, daß sein Gewicht das des Elefanten weit übertraf. Die Gelehrten, die das Riesentier betrachteten, kannten es nicht. Nach der Annahme des Forschers Mitchell-Edwards handelte es sich vielleicht um einen gewaltigen Seeelefanten, aber jedenfalls um eine Riesenform dieser Tiergattung, wie man sie noch nicht beobachtet hatte. Hat doch der gleiche Forscher erst in den allerletzten Jahren auch im Karibischen Meer neue Riesentiere gefunden, Seeigeln, die eine Länge von 8 bis 10 Meter und ein Gewicht bis 5700 Pfund aufwiesen. Fische von einer solchen Kraft, daß sie Reiten von einhalbzölligem Werkzeugstahl wie Nadeln durchbissen. Und einen 800 Pfund schweren Riesentochter, dessen Kiefer so gewaltige Kräfte besaßen, daß der Fisch Seemuscheln von 5 bis 6 Pfund Gewicht und von solcher Härte, daß kaum ein Hammer sie zerhacken konnte, ohne Mühe zermalnte. Dann war unter den neuentdeckten Tieren dieser Forscherfahrt durch Mittelamerika und durchs Karibische Meer auch ein Alligator mit Schlangenaugen und einem Papageienschnabel, ein Tier von so seltsamen Aussehen, daß man überhaupt nicht weiß, in welche Klasse man es einreihen soll; außerdem gab es Wasserläufer, wie man sie bisher niemals gesehen hatte. Sie sind 2,5 Zentimeter groß und bohren sich mit stahlharten Beinen in das Fleisch der Menschen und Tiere ein. Und so hart sind die Beine dieser Laus, daß es, wenn man sie durchbricht, knarrt, als ob man eine Stahlmader zerbräche. Neben all diesen neuen Tieren entdeckte man auch einen Krebs, der statt ins Wasser zu gehen auf Bäumen lebt, auf ihnen herumklettert und sich von den Früchten und Insekten nährt.

Auf bisher noch unbekannte Tiere lassen Fische schließen, die man in japanischen und nordamerikanischen Meeresgebieten machte. Es waren abgerissene Arme von Tintenfischen. Diese Glieder waren die zu 10 Meter lang.

Wie mag also das Tier selbst aussehen? Noch im vorigen Jahrhundert wurde das Vorhandensein solcher Riesentintenfische, jener merkwürdigen Kraken, von denen so viele Seefahrer berichtet hatten, von der Wissenschaft ziemlich scharf zurückgewiesen. Aber nun haben diese Funde festgestellt, daß solche Tiere nicht nur wirklich leben, sondern vermutlich sogar noch größer sind, als selbst die Phantasie der Erzähler sie geschildert hatte. Denn nach der Größe der Teile, die von dem — wahrlich — größten aller Krakenkörper stammen dürften, kann man annehmen, daß der ganze Körper des Tieres ungefähr 17 bis 20 Meter lang ist. Und es sind Formen unter dieser Gattung, die Augen im Durchmesser von nahezu 50 Zentimeter haben.

Daß in der Tiefsee der Meere sehr viele Tiere leben, die bisher kein menschliches Auge erblickt hat, darüber kann wirklich kein Zweifel mehr bestehen. Gibt es nun aber auch Landgebiete, in denen man heutzutage noch ein gänzlich unbekanntes Tier aufzufinden könnte? Die Naturforscher, die ihr Weg in die Wildnis von Urwäldern und schier unzugänglichen Sumpfgeländen geführt hat, behaupten dies unbedingt. "Noch heute gibt es, meiner festen Überzeugung nach, in Afrika noch Tiere, die auf ihre Entdeckung warten", schreibt der bekannte Afrikanische Hans Scharburg, weil auch er Zeichen und Spuren fand, die auf das Dasein von unbekannten Tieren schließen lassen. Im Bangwagoo-See in Nordafrika lebt höchstwahrscheinlich ein Tier, das etwas kleiner als ein Krokodil ist; weiterhin vermutet Scharburg nach einem Stück Körperhaut, das man ihm im Jahre 1911 vorlegte, daß es in den Sumpfgeländen des ehemaligen Kameruns noch ein neues, elefantähnliches Tier gibt. Ob es sich vielleicht doch um den Wasserselephanten handelt, dessen Vorhandensein ich nicht mehr leugne.

Die deutsche Himalaja-Expedition im Film



Das Lager der Expedition vor dem großartigen Panorama des Kangchenjunga. Oben rechts: Der Leiter des Unternehmens Prof. Dyhrenfurth-Breslau. Der Film der deutschen Himalaja-Expedition 1930 wurde zum ersten Male in Berlin gezeigt. Neben der wissenschaftlichen Ausbeute ist dieser an numberbaren Naturausnahmen reiche Film das wichtigste Ergebnis der deutschen Expedition.

legen. Er selbst nahm mit zwei Eingeborenen darin Platz. Von weitem sah das Fahrzeug einem vom Ufer gespülten Busch täuschend ähnlich.

Leider tat aber der Schwarze Teufel Somerville nicht den Gefallen, auf der Sandbank liegen zu bleiben. Ansehend hatte er doch die Finte durchschaut. Auf jeden Fall tauchte er gerade in dem Augenblick ins Wasser, als der Engländer sich zum Schießen anschickte. Vergeblich wollte Somerville umkehren.

Doch plötzlich begann das Boot zu schaukeln. Die Insassen wählten keine Erklärung hierfür, bis plötzlich der Steuerbord der Rachen und an Bordbord der Schwanz des Schwarzen Teufels auftauchten. Das Vieh wollte zweifellos das Boot zum Kentern bringen.

Der Engländer war vor Schreck erstarrt. Er vergaß das Schießen einen Augenblick und feuerte erst, als der Stern des Bootes hoch aus dem Wasser aufstieg.

Die Kugel mußte gefressen haben. Wo, konnte der Engländer freilich nicht sagen. Denn in der nächsten Sekunde flog er aus dem kenternenden Boot ins Wasser, die Räder hinter ihm her. Sie schwammen alle drei um ihr Leben. Die Angst, jeden Augenblick die Zähne des Schwarzen Teufels im Hosenboden zu spüren, verließ ihnen Wunderkräfte. Trotzdem waren sie erschüttert, als sie alle drei die Seebank unbeschädigt erreichten. Ansehend war der Schuß dem Krokodil ins Maul gegangen und hatte ihm für einige Zeit die Lust zum Zuspinnen genommen.

Nach diesem Erlebnis betrachtete Somerville die Erleichterung des Schwarzen Teufels als Überraschung. Freilich schienen die Ausfahrten dadurch nicht besser geworden zu sein. Der Schwarze Teufel kam nicht in Schußweite, seine neuen Opfer bewiesen aber deutlich genug, daß der Schuß ihm wenig geschadet hatte.

Eines Morgens stieg Somerville gerade schlecht gelaunt von dem überhängenden Baum in dem er die Nacht über auf Anstand gesessen hatte, als ihm Sunnia in den Weg lief. Sie war nicht gerade hübsch — indische Großmütter legen nicht sonderlich Wert auf gutes Aussehen wie ihre weichen Altersgenossinnen —, und Somerville wäre an ihr vorbeigegangen, hätte sie nicht in dem Augenblick gegrinst und gesagt: "Du kannst ihn wohl nicht erwischen, Sahib?"

Somerville fand die Frage höchst überflüssig. Bevor er richtig Zeit hatte, sich über sie zu ärgern, sagte die Alte: "Komm mit! Ich will dir zeigen, wie eine schwache alte Frau den Schwarzen Teufel überlistet." Sie sagte das mit solcher Selbstverständlichkeit, daß der Engländer ihr nach ihrer Bitte folgte. "Drei Rupien", sagte sie dort, "kostet die Sache". Der Engländer zahlte anstandslos, und Sunnia brachte zwei Männer heran. Eines davon schloß sie fest. Sie nahm es aus, ohne das Fell zu beschädigen, und füllte die Bauchhöhle mit ungekochtem Kalb. Dann näherte sie den Leib wieder zu.

Verständnislos sah der Engländer ihr zu und ließ sich noch gehörig das tote Tier in den Arm drücken, während sie das andere Lamm am Strick hinter sich her zog. An einer Stelle am Ufer machte Sunnia halt: "Hier habe ich ihn vorhin gesehen, den Schwarzen Teufel." Sie nahm Somerville das tote Lamm aus der Hand: "Run versteck' Dich irgendwo im Busch!"

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. 27. Jahrgang, Heft 3/4. Buppertal-Elberfeld 1930. A. Marini & Grüttemann G. m. b. H. — Trotz der schlechten wirtschaftlichen Lage der Gegenwart ist der Verein für rheinische und westfälische Volkskunde in der Lage gewesen, als zweite Veröffentlichung des laufenden Jahres, ein Doppelheft seiner Zeitschrift erscheinen zu lassen. Es enthält von G. Senfens eine Zusammenstellung plattdeutscher, westfälischer Erzählungen über Eulenpiegel. D. Kunkel legt seinen Aufsatz über volkstümliche Spiele Westwälder Kinder fort. Ueber die Befensart der Westfalen nach Werner Kolvevink. De laude veteris Saxoniae (1478) berichtet Paula van Beek. In das Gebiet der religiösen Volkskunde gehören zwei Aufsätze, zunächst von Ewald Arens: Wie die Märker in Geseke in alter Zeit eingeführt wurden, und von M. M. Th. Voelker: Die Pflanze im volkstümlichen Glauben des Sauerlandes. Diesen größeren Aufsätzen reist sich eine Reihe von kleineren Mitteilungen und Besprechungen an. Es wäre zu wünschen, daß die Zeitschrift, die für weiteste Kreise bestimmt ist, weite Verbreitung fände in einer Zeit, in der Befahrung auf das Volkstum notwendig ist.

Der Engländer gehorchte und sah Sunnia verwundert zu.

Die Alte lief am Ufer auf und ab, bückte sich zuweilen und hob einen trockenen Ast auf, als sammelte sie Holz. Das Lamm folgte ihr meckelnd. Ansehend fürchtete Sunnia, daß ihr das Tier noch zwischen die Beine kommen könnte. Deshalb band sie es wohl unmittelbar am Ufer an einem Busch fest. Nach einiger Zeit setzte sie sich wie ermüdet unweit davon nieder.

Der Engländer wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, als plötzlich die schwarze Schnauze und die kleinen Augen des Schwarzen Teufels auftauchten. Vorsichtig spähte das Krokodil, dann kroch es langsam ans Ufer. Das Lamm meckerte ängstlich. Da schlug Sunnia in die Hände und schrie. Der Schwarze Teufel verzog sich.

Kaum war er untergetaucht, da sprang Sunnia hoch, band das Lamm los und legte das tote an dessen Stelle. Sie verstand es, mit wenigen Griffen dem Tier eine Haltung zu geben, die es lebend erreichen ließ. Dann hockte sich Sunnia auf ihren alten Platz und schielte ansehend ein. Das lebende Lamm, das sie unweit davon hinter einem Busch außer Sicht angebunden hatte, meckerte weiter.

Es dauerte nicht lange, bis der Schwarze Teufel wieder auftauchte. Er blinzelte Sunnia an, war überzeugt, daß die Alte schlief, und kroch ans Ufer. Er nahm sich nicht erst die Zeit, das Tier zu zerreißen, sondern schlang es nach wenigen Bissen hinunter. Dann kroch er ins Wasser zurück.

"Komm, komm", sprang Sunnia plötzlich auf, packte ihr Lamm und rannte vor Somerville her. Der Engländer dämmerte es, als er am Ufer, wo das tote Lamm gelegen hatte, ein wenig vom ungekochten Kalb aus dem Tierbauch sah. So lief er hinter Sunnia her, bis sie in Höhe einer Sandbank kamen.

Dort war die Höhle los. Der Schwarze Teufel kroch nach Luft, tauchte unter und kam wieder an die Oberfläche, weil er sich nicht mehr zu helfen mußte, weil jeder Schluck, mit dem er das Brennen in seinem Magen zu löschen hoffte, die Schmerzen nur steigerte. Der ungekochte Kalb zerfiel ihm die Eingeweide. In seiner Angst und Qual kroch das Vieh schließlich an Land, wo Somerville ihm ohne jede Schwierigkeit den Fangschuß geben konnte.

So erledigte Sunnia, die Großmutter, den Schwarzen Teufel. Warum sie ihre Kunst nicht schon vorher angewandt hatte, wußte freilich keiner.

Durch die Rub' al Khali

Die erste Durchquerung der großen Arabischen Wüste.

Von Theodor Lindenschmidt.

Mit seiner unlängst erfolgreich durchgeführten Reise von Dhufar am Indischen Ozean zu den Bahrein-Inseln im Persischen Golf, die ihn mitten durch die gefährliche Rub' al Khali (arabisch = leerer Raum), die große Sandwüste im Süden Arabiens, führt, hat der Engländer Bertram Thomas sich in die erste Reihe der großen Forschungsreisen unserer Zeit gestellt. Denn die Rub' al Khali gehörte bisher zu den unbekannten Teilen unseres Erdballs, sie war in ihrem Innern noch von neugierigen Fuß betreten worden.

Die Ankunft des Forschers in Dohah erfolgte für alle nicht Eingeweihten völlig überraschend, war der Plan zu dem Unternehmen wie die Abreise aus Dhufar doch völlig geheim gehalten worden. Diese Verschönerung seiner Abreise bildete für Thomas eine Vorbedingung zum Erfolg; denn die am Südrande der großen Wüste lebenden Stämme widerstehen sich jedem Eindringen in ihr Gebiet, daher war auch Thomas schon im Januar letzten Jahres, als er bei einem ersten Versuch bereits weit nach Norden vordrang, zur Umkehr genötigt worden.

Außer den feindlichen Araberstämmen am Südrande der Wüste, deren Gebiet es möglichst unbekannt zu durchqueren galt, drohten noch manche andere Gefahren dem kühnen Reisenden. Dahin gehören die völlige Unfruchtbarkeit des zu durchziehenden Landes, sein Wassermangel, der nur durch seltene Regenflüsse gemildert wird, und das Auftreten trügerischer Erscheinungen, wie er zuerst in Südarabien von den deutschen Geographen von Brede beobachtet und auch von Thomas selbst auf einer früheren Reise festgestellt wurde. Daß dieser sich auch in der Rub' al Khali findet, scheint außer Zweifel zu stehen.

Es ist nur natürlich, daß ein dem Eindringen jedes Menschen so feindliches Gebiet die Phantasie der unwohnlichen Stämme stark anregt hat. Daher erzählte man sich unter ihnen von fliehenden Dämonen im Innern einerseits, andererseits von alten Stadtrüinen, die unter Wüstensand vergraben liegen. Auch die höchst unwahrscheinlich ist. Nicht ausgeschlossen bleibt dagegen die Möglichkeit, daß sich für den Archäologen höchst bedeutsame Inschriften, vielleicht in der uralten hieroglyphischen Sprache oder sogar noch ältere, finden, denn vor rund vier Jahrtausenden führten mehrere Handelsstraßen, die sich noch nachweisen lassen, durch diesen heute völlig unzugänglichen Teil der Welt.

Ueber manche — wenn nicht alle — von diesen Fragen dürfte der demnächst zu erscheinende eingehende Bericht des Engländer Aufstuf geben, der von der gesamten, für die hier in Frage kommenden Gebiete wissenschaftlich interessierten Welt mit Spannung erwartet wird.

Am Ausguck

Menschenmordende Krokodile.

Im Sambesi ereignete sich bei Livingstone ein Krokodilangriff auf einen badenden Knaben. Der kleine von Staden schwamm in einem abgeteilten Badesplatz des Sambesi-Naduvoreins. Die Umzäunung muß aber an einer Stelle durchlässig gewesen sein; denn plötzlich wurde der Junge von einem Krokodil in die Tiefe gezogen, hielt sich aber noch fester ein paar Sekunden an der Umzäunung des Bades fest. Ein Ernteschreier sprang ihm in voller Beileidung sofort nach und suchte den Knaben zu befreien. Beide Europäer finden den gefährlichen Reptilien zum Opfer. Rannmehr versuchte man unter Aufwand aller irdischen Vorrichtungen, die Krokodile zu töten. Männer mit Speichen und Schorffschüssen gingen in den Fluß. Aber auch diese Hilfsmittel schied nichts aus und hatte obendrein noch einen Schwerverletzten, der einen furchtbaren Biß in beide Beine bekam.

Achtzehnhundert Meter Wüsten.

An die schönen, ehlustigen Zeiten des Mittelalters, mit ihren bekannten Fürstentümern, auf denen erlauchter Mägen verlegt wurden, wird man erinnert, liest man von den Feiertagen gelegentlich der Vermählung des Stadtrates Döbbs aus Damtranaak (Wladimir) mit der Jungfrau Violet McLeod. Als Politiker war der Bräutigam verpflichtet, eine Unmenge seiner Wähler zum Hochzeit einzuladen. Dem entsprechend Mägen guter Sachen wanderten in empfangsbereite Wagen. So wurden unter anderem nicht weniger als zehn Tausend Sauerkraut verpackt, zu denen es achtzehnhundert Meter weite Wüsten gab. Da der Sauerkraut keine unvergesslichen Gaben für in allerhöchster Nähe der kanadischen Grenze befindet, so darf man der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß die Gäste auf das Sauerkraut hin nicht verdrüßet sind.

Deutsche Erde (Einzelheft RM. — 50 Jahresbezug RM. 12.—). Erscheint zweimal monatlich im Terra-Verlag, Berlin W. 9). Im einleitenden Teil des vorliegenden Heftes fanden wir einen hochinteressanten Artikel von Dr. G. Fischer "Macht und Recht im Kampf um Deutsche Erde". Ueber die Reform der Männerkleidung macht Dr. Eberhardt, München, durchaus gangbare Vorschläge. Mit wundervollen Aufnahmen ist wieder der Teil "Aus deutschen Landen" ausgestattet, der eine Schilderung der Grafschaft Glatz einleitet. Im Teil "Deutsches Geistesleben", Dr. Hans Offe: "Warum treiben wir heute Geopolitik?" Reizend ist eine Skizze von Ena von Baer "Das Märchen von der deutschen Seele". "Mädel der Tiefsee", Pflanzenblüten im Eltempo, "200 Jahre deutscher Eisen- und Bronzezeit" sowie eine ungemein Ansehung. Wie gestalte ich meinen Garten", füllt den Teil "Natur und Technik". Der laufende Roman von zahlreicher Lesenswerte Kurzgeschichten meist heiteren Inhalts geben dem Heft wieder den Charakter einer vielseitigen Familienzeitschrift, der man weitest Verbreitung wünscht, zumal jede Abhandlung die Liebe zur Heimat fördert und deutsches Fühlen und Denken vermittelt. Der Verlag versendet ein kostenfreies Probeheft.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: C. Sank, Altena.

So sieht heute das blühende Neuseeland aus



Blick von einem Hügel auf ein vom Erdbeben zerstörtes Viertel der Stadt Napier. Zahlreiche der schönsten Bauten der Stadt sind in Schutt und Trümmer gelegt.

Merkwürdige Städte auf Südeiseln

Eskimos im Stillen Ozean. — Wo Menschenfresser in der Antarktis leben.

Von Jack McLaren

(Dem bekannten Südeislandsforscher).

Nirgends auf der Welt gibt es so merkwürdige Städte wie auf den Südeiseln. Man braucht sich nur die Donnerstagsinseln anzusehen, den Mittelpunkt der Völkerindustrie, gerade südlich von Neu-Guinea. Obgleich das Eiland nur 800 Morgen Land umfaßt, bildet es doch ein Gemisch von größten Seltsamkeiten. Diese Stadt ist kosmopolitischer als alle, die ich je gesehen habe.

Auf den hügeligen Straßen trifft man Europäer, Amerikaner, Chinesen, Japaner, Bewohner der benachbarten Südeiseln und alle edelstehenden Rassen, aus solche, die so hoffnungslos mit einander vermischt sind, daß man sie schon gar nicht mehr als Rassen bezeichnen kann. Es leben da sogar ein oder zwei Eskimos und eine Frau aus Patagonien. Wenn man ein Dutzend Menschen in einer Bar beobachtet, dann kann man sicher sein, wenigstens elf verschiedene Nationalitäten unter ihnen festzustellen. Ein Ethnologe soll ausgerechnet haben, daß alle Völker der Erde auf dieser Insel vertreten sind und sogar noch siebenzehn andere, die man sonst nirgends antrifft.

Die Donnerstagsinsel besitzt auch eine Zeitung — wohl die kleinste der Welt, die aus einem einzelnen, nur aus einer Seite bestehenden Blatt besteht. Sie erscheint dreimal wöchentlich, enthält verschiedene Neuigkeiten und zum Teil andere Anzeigen, über einen Verleger oder ein anderes Fahrzeug, das zu verkaufen ist.

Diese Insel ist auch der größte Kirchenprediger der englischen Kirche. Er umfaßt den Golf von Carpentaria, das Nordterritorium von Australien, einen Teil von Queensland und die ganze Torres-Straße. Die Kathedrale besteht aus Holz und verzinktem Eisenblech, macht aber einen so würdigen Eindruck, als wäre sie aus edlem Stein mit schöner Architektur erbaut. Das Innere enthält viele Überreste von Schiffen, die in Zyklopen umgekommen sind.

Die Bewohner der Donnerstagsinsel sind als starke Trinker bekannt. Um den Wünschen jeder Nationalität entgegenzukommen, müssen die Wirte alle Arten von Getränken auf Lager haben, angefangen mit dem Whisky für den Malaien bis zum Reisbier für den Japaner. Einem Wirt foot man nach, daß er den Milchlingen solche Getränke verabreicht, in denen er die Röhre aller der Nationalitäten vermischt, von denen der Gast abstammt.

Die Insel hat sogar Telefonverbindung und ein Rathaus, das die Bevölkerung meistens als Langsalz benutzt, da sonst nicht viel zu beraten ist. Dann gibt es auch ein Kino unter freiem Himmel, obwohl Regenfälle nicht selten sind. Viele Gebäude scheinen auf den ersten Blick mit Pantomimikuren angefüllt zu sein, sind aber nur Laucheraufzüge, die da zum

Ausbeßern hängen. Dann, obgleich man die Stadt in wenigen Minuten durchwandern kann, besitzt sie auch eine Droschke.

Als zweite merkwürdige Stadt möchte ich Suva auf den Fidschi-Inseln nennen, in der sich Barbaren und höchste Kultur seitlang vermischen. Suva hat asphaltierte Straßen, Autos, Kanalisation, eine Bibliothek, ein Regierungsgebäude, einen Kerker und viele Hotels.

Dann sieht man wieder Eingeborene, die nur eine oder zwei Stufen vom Menschenfressertum entfernt sind; einige machen ganz den Eindruck als ob sie noch Kannibalen wären.

Es gibt da einige Bäume, denen sich niemand zu nähern wagt, weil der Über glaube herrscht, daß an ihren Zweigen die Geister von toten Kindern wie Fledermäuse hängen und in der Dunkelheit phosphoreszierend sichtbar werden.

Man sieht die bei den Eingeborenen gebräuchlichen Schlafmatten auf den Verandaabstufungen von hochmodernen Häusern, und man darf an bestimmten Orten nicht pfeifen und nicht husten, da beide Geräusche die Moskitos anziehen. In einem Orte, von dem behauptet wird, er wäre ein Schrein des Moskitogottes, werden fette Kartoffeln und Bananen als Opfer dargebracht.

Nach dem Erdbeben



Speisung obdachloser Kinder der durch Erdbeben zerstörten Stadt Bolandom im mazedonisch-jugoslawischen Grenzgebiet. Die Not der Menschen, die nicht nur Haus und Besitz, sondern auch viele der nächsten Angehörigen verloren haben, ist schrecklich. Besonders schlimm ist die Lage der Kinder, die heimatlos durch die zerstörten Straßen laufen und nur in den schnell errichteten Notküchen etwas warme Milch bekommen können.

In vielen Läden sieht man Kava, das Nationalgetränk, das aus einer würzigen, knollen hergestelltem und in Kokosnussschalen verkauft und getrunken wird. Man ruft: „Gut getrunken!“, wenn ein Trunk beendet ist, und wirft die Schale auf den Boden, um die Zufriedenheit mit dem Trunk auszudrücken.

Man sieht eingeborene Polizisten, barfüßige und barhäuptige Söhne der Menschenfresser. Mit Khakihosen und einem Vordergürtel bekleidet, regeln diese Beamten den Verkehr, indem sie den modernen Autos lässig die Richtung angeben. Ich erinnere mich nicht, irgendwo etwas so Widersinniges gesehen zu haben.

Daru, eine Insel westlich von Neu-Guinea, besteht zum größten Teil aus Schlamm, Mangrovenbäumen, Moskitos und Malaria. Das Eiland besitzt eine einfache und eine doppelte Reihe von Gebäuden und ein Dutzend weißer Einwohner, die Regierungsbeamte, Händler und Viehhändler sind. Unter ihnen befindet sich ein Medizinstudent im dritten Semester, der es vorgezogen hat, unter die Wilden zu gehen, anstatt sein Leben in Krankenzimmern zu verbringen. Dann gibt es dort auch einen amerikanischen Warbesther, der vor dem Alkoholverbot geflohen ist, und noch mehrere andere dunkle Ehrenmänner.

Und dann Port Stewart, 300 Meilen südlich von der Donnerstags-Insel. Diese Stadt hat meistens nur einen oder zwei Einwohner. Ist dafür aber für zwei Tage im Monat überfüllt. Port Stewart dient nämlich nur als Landungsplatz für ein Schiff, das sechsmal im Jahre Vorräte für die Zinngräber im Inland bringt und die Ergebnisse abholt.

Da es ein Segelschiff ist, von den Winden, von Ebbe und Flut abhängig, so weiß man nie, wann es ankommt. Die Vorkasse haben darum Port Stewart zu einem Wartenplatz gemacht. Das einzige Hotel macht zur „Schiffszeit“ so gute Geschäfte, daß es davon die ganze Zeit bestehen kann. Ich war einstmals da, als das Schiff erwartet wurde. Es war schon seit drei Wochen überfällig, und alle Getränke hatte man bis auf ein halbes Faß Rum ausgegraben. In dieses Faß wurde von Zeit zu Zeit ein Vor hineingeworfen, um den Inhalt festzustellen. Die Zinngräber, die das Tot sehr aufmerksamt beobachteten, boten einen urkomischen Anblick.

Als ich das nächste Mal Port Stewart aufsuchte, lag der Ort ganz verlassen; der Hotelbesitzer war mit Frau und Sohn zu einer Rängurubildung gegangen.

Und nun gar Cooktown, nach dem Kapitän Cook so benannt, der hier sein Schiff zur Verbesserung verankerte. Dieser Ort ist eine Stadt aus Holz und verzinktem Eisenblech, die Dutzende von Hotels und eine Bevölkerung von nur einigen hundert Menschen besitzt. Viele vielen Gasthäuser stammen noch aus der Zeit, da in der Nähe eine Goldmine entdeckt wurde und die Stadt eine Bevölkerung von einigen

zehntausend Goldgräbern hatte. Die Hotels entstanden über Nacht, und für längere Zeit war die Stadt recht wohlhabend.

Jetzt ist aus der Goldmine nichts mehr zu holen, die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus tapferen Männern, die ihre Hoffnung auf neuen Gewinn immer noch nicht sinken lassen. Wie sie es fertig bringen, die Hotels offen zu halten, ihre Steuern zu bezahlen und zu leben, ist ein Geheimnis. Ein Spahogel meinte einst, daß sie es nur erreichen, indem einer immer in der Bar des anderen trinkt.

—

„Die Nigger finds geweien!“

Verbrechen Weißer, die Schwarzen in die Sch. ge. haben werden. — Gebannte Kor. ken spielen bei Ueberfällen eine Rolle. — Die rassenändernde Brause.

Von Howard F. Gibson - St. Louis.

Synchronie an Schwarzen sind in den Vereinigten Staaten zu häufig, als daß sich die Amerikaner, von den Beteiligten abgesehen, darüber noch aufregen. Kaum eine Woche vergeht, ohne ein neues Verbrechen dieser Art zu bringen.

Es ist fast unverständlich, warum die Neger, die doch in einzelnen Staaten des Südens bis zur Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen, sich nicht stärker gegen diesen Terror zur Wehr setzen. Daß die Weißen selbst mit derartigen Gegenmaßnahmen rechnen und sie befürchten, bemies kürzlich die — losgelöst von ihren schauerlichen Hintergründen erheiternde — Episode, als ein hauptsächlich von Weißen besuchtes Städtchen des Südens plötzlich in Panik versank, weil es hieß, eine Negerarmee rüde heran, um sich zu rächen. Der ganze Ort wurde in Verteidigungszustand gesetzt, nur um dann zu erfahren, daß er einem Gerücht zum Opfer gefallen war.

Ganz abgesehen von der beschämenden Verrohung der Massen, die aus solchen Taten spricht, ist es noch längst nicht immer erwiesen, daß die Lynchjustiz auch wirklich den Schuldigen trifft. Oft genug hat ein Unschuldiger ein Verbrechen büßen müssen, und oft genug war der Täter nicht ein Schwarzer, sondern einer jener Weißen, die sich zum Richter über ihre verdächtige Landsleute aufwerfen.

In welchem Ausmaße Schwarzen die Verbrechen Weißer in die Schuhe geschoben werden, beleuchtet die Tatsache, daß in Atlanta (Georgia) ein aus Angehörigen beider Rassen bestehender Ausschuß gebildet wurde, um die Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten vor verächtlichen falschen Beschuldigungen zu schützen. Zu diesem Zwecke gibt dieser Ausschuß unter dem eigenartigen Titel „Gebannte Kor. ken und Verbrechen“ eine Broschüre heraus, die aus einer Reihe von Fällen, die sämtlich Zeitungsmeldungen entnommen sind, einige herausgreift.

Der merkwürdige Titel wird verständlich, wenn man erfährt, daß es schon zur Gewohnheit weißer Verbrecher geworden ist, sich das Gesicht mit angebrannten Kor. ken zu schwärzen, um unter der Maske des Negers auftreten zu können. So wurde vor einiger Zeit in St. Louis ein weißer Bankräuber mit schwarzem Gesicht festgenommen. Angesichts der etwas eindringlichen „Vorhaltungen“ der Polizei bequeme er sich zu dem Geständnis, daß die aus zahlreichen Verbrechen bestehende weiße Bande, zu der er gehörte, immer mit geschwärztem Gesicht auf „Arbeit“ ging, um sich — sobald Gefahr vorhanden war — mit einem nassen Tauchentuch den Ruf abzumischen und sich unter die Verfolger des „Niggers“ zu mischen. Jemand ein unglücklicher Schwarzer wurde dann von diesen „Augenzeugen“ als der Verbrecher bezeichnet, festgenommen und verurteilt.

Wie weit verbreitet diese Gewohnheit ist, beweisen Fälle aus allen Teilen der Union. In Savannah (Georgia) wurde ein schwarzer Verbrecher auf der Verfolgung aus einem rasenden Kraftwagen gestoßen und vom Polizeigewalt überfahren. Als man sich den Toten näher ansah, entdeckte man, daß der Nigger nur eine täuschende Maske war, hinter der sich ein weißes Gesicht verbarg.

Dreizehnhundert Kilometer weiter nördlich in Detroit verfolgte die Polizei einen schwarzen Bankräuber bis in sein Haus und drang leider zu früh in seine Wohnung ein, sodaß sich der Weiße nicht erst abschminken konnte.

Ein Verbrechen, das besonders oft Neger in die Schuhe geschoben wird, ist der Angriff auf Frauen. In Louisville (Kentucky) wehrte sich ein Mädchen tapfer gegen einen Wüstling, um plötzlich die Entdeckung zu machen, daß die schwarze „Saufarbe“ ihres Angreifers auf sie abfärbte, worauf der Verbrecher schleunigst

das Weite suchte. In ähnlichen Fällen trugen die Neger, vielleicht durch schlechte Erfahrung geübt, bei Ausführung ihrer Verbrechen Handschuhe.

In Birmingham (Alabama) gelangte eine Bankräuberbande — drei Schwarze unter Führung eines Weißen — zu trauriger Bekanntheit. Als sie endlich dingfest gemacht werden konnte, brauchte die Polizei sie nur unter die warme Brause zu stecken, um aus den drei „Niggers“ ebenfalls Weiße zu machen.

Die gesamte weiße Bevölkerung und mit ihr auch die Geschworenen sind leider nur zu sehr geneigt, an der Verhöhnung der Schwarzen ihre Freude zu finden. Diese Vorliebe zeitigt oft Willkürlichkeiten, die unter so rassenstolzen Weißen, wie es die Angehörigen sind, unverständlich erscheinen. Es ist an der Tagesordnung, daß weiße Musiker und Artisten als Schwarze auftreten und die abernsten Blödsinnvererkungen und Muskelverzerrungen vollführen, um den mißerbenden Beifall ihrer Rasengefährten zu ernten. Der Neger hat für solche „Parodien“ keinen Sinn, sondern verachtet nur den Andersfarbigen, der seine weiße Haut preisgibt.

Wenn ein Schwarzer irgend eines Verbrechens angeklagt wird, so kann er sicher sein, daß die Geschworenen — vielleicht auch nur unbewußt — gegen ihn voreingenommen sind. So lag zum Beispiel vor Jahren kein ausreichender Beweis vor, um einen Neger namens Walker wegen eines Schusses auf das Haus eines Weißen zu lebenslänglichem Zuchthaus zu verurteilen, denn der „Bedrohte“ selbst war der einzige Zeuge. Sechs Jahre später gelang der Weiße vor seinem Tode, den Schuß selbst abgegeben und den Neger nur deshalb fälschlich beschuldigt zu haben. Weil er noch eine Rechnung mit ihm abzumachen hatte. Der Schwarze wurde freigelassen und erhielt für die sechs Jahre, die er unschuldig gefesselt hatte, die färsliche Entschädigung von 500 Dollar.

In Jackson (Mississippi) wurde ein Neger beschuldigt, ein Eisenbahnunglück absichtlich herbeigeführt zu haben. Er leugnete anfänglich und legte erst dann ein Geständnis ab, als ein Privatdetektiv ihn einer regelrechten Folterung unterwarf. Dafür erhielt letzterer eine Belohnung von 3000 Dollar. Erst dann stellte es sich durch reinen Zufall heraus, daß weiße das Verbrechen begangen hatten.

Bezeichnend ist auch die Tatsache, daß in den meisten der nicht seltenen Fälle, da weiße junge Mädchen aus irgendwelcher verurteilten Angst den Eltern gegenüber Räuber Geschichten erzählten, die „Täter“ Schwarze waren. Dadurch meinten sie ihre Lügen glaubhafter machen zu können. Ein Schwarzer ist ja in den Augen weißer Mütter jedes Verbrechens fähig.

Damit soll noch längst nicht gesagt sein, daß die Neger durchweg Unschuldslämmer sind.

Über die öffentliche Meinung sieht in jedem Neger, den irgend ein Weißer — und wenn dieser einen noch so schlechten Ruf genießt — anklagt, sofort den Schuldbigen. „Vorlebende Tatsachen“, so schließt der Verfasser der erwähnten Broschüre seine Ausführungen, „zwingen zu dem Schluß, daß die Statistik über die angeblich von Neger begangenen Verbrechen manche Verrücktheit erfassen würde, wüßte man in allen Fällen wirklich die Wahrheit.“

—

Eine alte Frau erlegt ein Krokodil

Der Wirklichkeit nachgezählt von G. B. Brandstetter.

Eigentlich ist die Krokodiljagd kein Sport für Großmütter. Selbst nicht für die jugendlichen unserer Zeit. Zu lehteren konnte sich Sumnia, die alte Indianin vom Brahmaputraufer, bestimmt nicht rechnen, weshalb ihre hervorragenden Kenntnisse in der Krokodilbekämpfung um so erstaunlicher sind.

Zu einer Krokodiljagd gehört notwendigerweise in erster Linie ein Krokodil. Deshalb muß auch von ihm zuerst erzählt werden. Dieses war in jeder Beziehung ein widerliches Vieh. Abgrundtief, mit heimtückischen kleinen Augen, uralt, riesengroß und so gewichtig, daß die Eingeborenen es nur den Schwarzen Teufel nannten.

Der Schwarze Teufel war ein Einfieler. Er lag nie mit anderen seiner Art zusammen auf einer Sandbank. Er hatte auch kein bestimmtes Revier, sondern tauchte bald hier, bald dort auf. Niemals holte er sich innerhalb einiger Wochen seine Beute an der gleichen Stelle. Die badenden oder wasserholenden Eingeborenen und ihre Frauen wußten deshalb nie, wo der Schwarze Teufel Rechte, und um so größer war die Zahl seiner Opfer.

Ein englischer Beamter namens Somerville hielt sie in der Nähe auf. Ihn baten die verängstigten Indianer schließlich, sie von der Plage zu befreien. Der Brit versprach, sein Möglichstes zu tun, nachdem er erfahren hatte, daß alle Versuche den Schwarzen Teufel mit Falle, Netz oder Angel zu fangen, ausichtslos waren.

Eines Tages meldeten die Eingeborenen Somerville, daß sie den Einfieler kurz vor der Jagd gefast hatten. Er lag auf einer Sandbank weit draußen im Brahmaputra. Die Entfernung bis dorthin war zu groß, als eine Regel vom Ufer aus hätte wirkungsvoll sein können. Somerville mußte unter allen Umständen näher an das Tier herankommen.

Deshalb ließ er ein Boot mit Laub verkleiden und oberhalb der Sandbank ins Wasser

Die Wiesbaden-Frauensteiner Passionspiele haben begonnen



Das heilige Abendmahl bei den Passionspielen in Frauenstein.

In dem historischen Haus „Zur Burg“ in Frauenstein bei Wiesbaden haben die schon im vergangenen Jahr vor einem großen Publikum aufgeführten Passionspiele wieder begonnen. Alle Darsteller sind Einwohner aus Frauenstein.